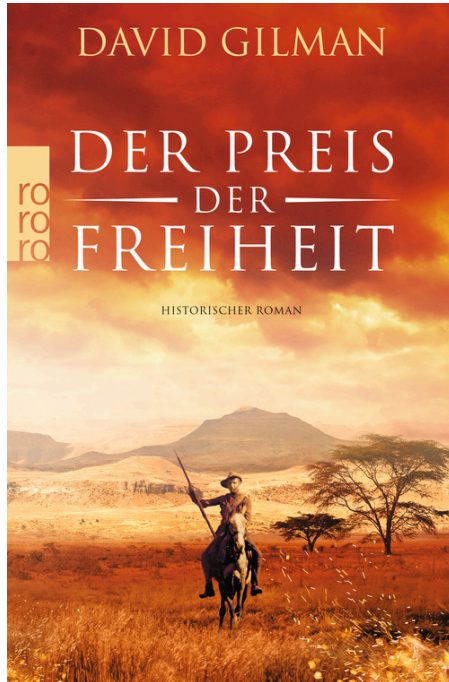


## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27491-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

«Wir dürfen nicht einmal träumen, denn sie sagen, es gibt keinen Traum von Freiheit. Sie sagen, sie werden in der Nacht kommen und uns diesen Traum aus dem Herzen reißen. Wir wachen im Dunkeln auf und sehen nur die weißen Schatten über unser Land huschen. Ich aber behaupte, unser Traum ist größer als das, was ein Dieb wegschaffen kann. Wir wollen nicht, dass unsere Zungen die Bitterkeit von Racheschwüren schmecken, aber der Tag wird kommen, da wir sie nicht mehr hungern lassen müssen.»

«Packend und voller Action. Aber auch klug und einfühlsam bei Fragen nach Loyalität und Schuld in einem Krieg, in dem es wenig Gute gibt.» (*The Times*)

«Abenteuerlich, spannend. Die einfühlsamen Charaktere, die ohne Rückfragen zu helfen bereit sind, ragen aus dieser unbarmherzigen Welt heraus.» (*Irish Times*)

«Wie immer schreibt Gilman kraftvoll und einfühlsam. Seine schlichtweg exzellente Erzählweise reißt uns mit vom regendurchnässten Irland bis in die staubigen Ebenen des Transvaal.» (*Parmenion Books*)

«Fesselnd von der ersten Seite. Gilman bleibt beim Erzählen seiner Geschichte neutral - eine Kunst, die zeigt, was für ein wahrhaftig großer Autor er ist.» (*Breakaway Reviews*)

«Ein packender Ritt durch eine denkwürdige Epoche der Geschichte.» (*Wilbur Smith*)

David Gilman

**Der Preis der Freiheit**

Historischer Roman

Aus dem Englischen von Michael Windgassen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
«The Last Horseman» bei Head of Zeus Ltd., London.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch

Verlag, Reinbek bei Hamburg, März 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«The Last Horseman» Copyright © 2016 by David Gilman

Redaktion Tobias Schumacher-Hernández

Karte © Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg,

nach der Originalausgabe von Head of Zeus

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27491 6

# Inhalt

Widmung

Motto

Dublin, Irland

Kapitel Eins

Kapitel Zwei

Kapitel Drei

Kapitel Vier

Kapitel Fünf

Kapitel Sechs

Kapitel Sieben

Kapitel Acht

Südafrika

Kapitel Neun

Kapitel Zehn

Kapitel Elf

Kapitel Zwölf

Kapitel Dreizehn

Kapitel Vierzehn

Kapitel Fünfzehn

Kapitel Sechzehn

Kapitel Siebzehn

Kapitel Achtzehn

Kapitel Neunzehn

Kapitel Zwanzig

Kapitel Einundzwanzig

Kapitel Zweiundzwanzig

Kapitel Dreiundzwanzig

Kapitel Vierundzwanzig

Kapitel Fünfundzwanzig

Kapitel Sechsendzwanzig

Kapitel Siebenundzwanzig

Kapitel Achtundzwanzig

Kapitel Neunundzwanzig

Kapitel Dreißig

Kapitel Einunddreißig

Kapitel Zweiunddreißig

Epilog

Historische Anmerkungen

Zusätzliche Quellen

Glossar

Danksagung

Für Suzy, wie immer  
Und im Andenken an meinen Freund James Ambrose  
Brown, Journalist, Schriftsteller und Theaterautor

«Ein Krieg in Südafrika hätte überaus schwerwiegende Folgen ... Er würde Zündstoff für weitere Konflikte bieten, die, wie ich glaube, selbst in Generationen kaum zu überwinden wären.»

Joseph Chamberlain, britischer Kolonialminister, im Jahr 1896

«Aber England darf nicht fallen; das würde sonst eine Überflutung der ganzen Welt mit russischen und deutschen politischen Entartungen bedeuten, die die Erde in ein finsternes Mittelalter und Sklaverei tauchen würden ... Obwohl auf einem Irrweg - und es ist auf einem Irrweg -, muss England obsiegen.»

Mark Twain im Jahr 1900



# **Dublin, Irland**

Dezember 1899 - Januar 1900

## Kapitel Eins

Es war keine gute Nacht, um einen Mann zu hängen. Der Regen fegte über die Irische See und peitschte gegen die Mauern des Dubliner Gefängnisses Mountjoy. Im Innern des trutzigen Gebäudes standen zwei Wärter vor der Zelle des Verurteilten. Die Nummer des Raums war in eine kleine Metalltafel gestanzt: D1. Von der Zelle waren es kaum ein Dutzend schleppender Schritte über den Gang bis in den Hinrichtungsraum. Dermot McCann war siebenundzwanzig. Ein Schläger und Mörder, der sich weigerte, den Bastarden von Wärtern seine Angst zu zeigen. Die Beschwörungen des Geistlichen nahm er kaum wahr. Die Worte verhallten zwischen den kalten Gefängnismauern, als die Wachen ihm Handschellen anlegten. Sein Körper folgte einem Impuls des Widerstands, seine Armmuskeln spannten sich an.

Der ältere Wächter, der zu den wenigen gehörte, die ihn nicht als verfluchten Fenier beschimpft hatten, legte eine Hand auf seine Schulter. «Ist gut, Junge», sagte er leise. «Es hat keinen Zweck mehr.»

Ein unmerkliches Zögern noch, dann gingen sie durch die Zellentür und über den Flur, gefolgt von dem Geistlichen und einer kleinen Gruppe Beamter, die von Rechts wegen seinen Tod zu bezeugen hatten. Stimmen schallten aus einigen der Zellen, in denen ein halbes Dutzend weiterer Männer einsaßen.

«Was du getan hast, kann dir keiner nehmen, Dermot!»

«Du stirbst als Märtyrer, Dermot McCann!»

«Es ist ein Engländer, der dich hängt, Kumpel! Kein Ire würde das tun!»

Doch in einer der Zellen hockte ein junger Mann, die Knie an die Brust gezogen, den Rücken an die kalten Steine gedrückt, und zitterte vor Angst. Danny O'Hagan war keine siebzehn, und bald schon würden sie auch ihn nach D1 verlegen. Ihm fehlten der Mut und der Stolz, um einem

derart gnadenlosen Tod gefasst entgegenzusehen, und das Schlurfen der letzten Schritte seines Mithäftlings presste ihm das Herz schmerzhaft zusammen.

Die Tür der Hinrichtungskammer schloss sich hinter McCann. Mit weit geöffneten Augen betrachtete er das hölzerne, schwarz gestrichene Podest und die gekalkten Steinwände. Der Raum, das Henkerhaus, wie sie ihn nannten, war ein enger, überdachter Hof; parallel verlaufende Balken spannten sich unter dem Dach von einer Giebelwand zur anderen. An ihnen waren Ketten befestigt, von denen das Seil herabhing. Neben dem Podest richteten die Zeugen der Hinrichtung im schwachen, flackernden Schein der Gaslaternen ihren Blick aufwärts, die Augen von den Krempe ihrer Hüte beschattet. Es waren ausschließlich Männer geladen, Polizeibeamte, Juristen und Gefängniswärter, außerdem einige Zivilisten, um seinen Tod zu beglaubigen.

Sein Begleiter hatte ihn, kaum dass es in sein Bewusstsein gedungen war, zu der bewegungslos in der nasskalten Luft hängenden Schlinge bugsiiert. Ein Trommeln, ein Todeswirbel schallte durch den Hof. Er blickte auf und in Richtung der Taktschläge, doch es war nur der Regen, der auf das Glasdach prasselte. Er zitterte, als der schwarz gekleidete Scharfrichter auf ihn zutrat.

«Die Kälte», sagte McCann. «Sonst nichts.»

Einer der Zeugen hatte bereits respektvoll seinen Hut gezogen und betrachtete den Verurteilten aufmerksam. Joseph Radcliffe war ein großer Mann mit einer gebrochenen Nase, strahlenden Augen und großen, von vielen Jahren auf dem Land gekräftigten Händen. Er trug das Haar kurz und war immer glatt rasiert. McCann suchte seinen Blick, um Mut aus Radcliffes Anwesenheit zu schöpfen, der ihn vor Gericht verteidigt, sein Leben aber nicht hatte retten können.

McCann erlebte einen kurzen Moment der Klarheit, doch die Worte, die sich in ihm formten - *Gott segne Ir-*

*land!* –, erreichten seine Lippen nicht. Die schwarze Haube wurde ihm über das Gesicht gezogen, und er verschluckte die Worte, als er voller Angst um Atem rang. Rasch fand seine Panik ein Ende. Der Hebel wurde gezogen. Die Falltür gab unter ihm nach. Sein letzter Atemzug blieb ungehört unter dem Trommeln des Regens.

Die Gefängnisglocke von Mountjoy läutete und verkündete den erfolgreichen Vollzug der Hinrichtung.

Am anderen Ende der Stadt stand ein Mann im Gehrock am Fenster und schaute hinaus in das Unwetter. Benjamin Pierce, ein breitschultriger, gedrungener Mann mit graumeliertem Haar und dunkler Hautfarbe, hatte mit seinen neunundvierzig Jahren viel Grausamkeit und Elend auf zwei Kontinenten gesehen. Er wandte sich halb um, als ein hochaufgeschossener, sechzehnjähriger Junge den Raum betrat und hinüber zu dem wärmenden Kamin ging.

«Ist mein Vater noch nicht zurück?», fragte Edward Radcliffe.

Pierce holte seine goldene Taschenuhr aus der Weste, warf einen Blick auf das Ziffernblatt und drückte den Deckel zu. «Nein. Es dauert sicher noch.»

Pierce wusste, dass Radcliffes Sohn die gleiche Unruhe verspürte wie er selbst. Wenn ein Mann durch den Strang starb, begleiteten Joseph Radcliffe die Gespenster des Todes wie ein Schatten. Er betrat dann leise das Haus und zog sich in sein Arbeitszimmer auf einen Brandy zurück, den Pierce für ihn vorbereitet hatte, ebenso wie das Kaminfeuer, das den kalten Schrecken aus seinen Knochen vertreiben sollte. Wenn er sich verspätete, würden auch die Geister noch eine Weile im Exekutionshof von Mountjoy bleiben.

## Kapitel Zwei

Der klare Tagesanbruch brachte frostige Luft mit sich, durch die das dröhnende Gebrüll eines Regimental Sergeant Majors schallte. Die in den Royal Barracks stationierte Dubliner Garnison war das Herz des britischen Militärs in Irland. Eine Kompanie Infanteristen marschierte im Takt der Kommandos. Den Rhythmus seiner Befehle unterstrich der Sergeant Major durch das Klicken seines Marschierstocks, dessen Messingspitze er exakt in der gewünschten Schrittlänge aufsetzte.

«Ihr seid Soldaten des Royal Irish Regiment of Foot! Keine Liebesdienerinnen, die den Arsch zusammenkneifen, damit das Höschen nicht runterfällt! Abteilung – kehrt! Links, links, links, rechts, links. Dreißig Zoll, die Damen! Dreißig Zoll pro Schritt, wenn ich bitten darf!»

Die Männer wurden bei ihrer Strafübung von ihrem Kompanie-Sergeant begleitet. Es war die Konsequenz einer nachlässigen Ausrüstungs- und Waffeninspektion, dass sie auf dem Exerzierplatz dem berüchtigten RSM Herbert Thornton ausgesetzt waren. Er stand in einem furchtbaren Ruf, und was noch schlimmer war: Er war Engländer. Ein großer Teil des Regiments bestand aus walisischen und irischen Soldaten.

«Ihr werdet in Südafrika gegen gottesfürchtige Niederländer kämpfen, und zwar in deren Hinterhof, und ihr werdet sterben wie Soldaten, nicht als der syphilisverseuchte Abschaum, der ihr seid!» Thorntons Stimme donnerte.

Irgendwo in den schwankenden Reihen flüsterte ein Infanterist seinem Kameraden zu: «Ich hätte gern alle Syphilis der Welt, wenn ich bloß das Vergnügen erleben dürfte, sie mir einzufangen.»

Der Aufmerksamkeit eines Regimental Sergeant Majors entging nichts. «Der da! Mulraney!» Der Marschierstock

wies zielsicher auf einen Punkt in der Masse der Männer. «Sergeant McCory!»

Der Blick des Unteroffiziers folgte der Richtung, die der meistgefürchtete Mann des Regiments anzeigte. «Abteilung – halt!», gab er den Befehl.

Genagelte Stiefel knallten auf den Boden. Mulraney stand bewegungslos. Schweiß tropfte ihm von der Nase, der raue Uniformstoff scheuerte, und er wünschte inständig, dass er nie auf die Idee gekommen wäre, in die Armee einzutreten.

Vom Stall der Dubliner Garnison aus beobachtete ein Soldat die Disziplinarmaßnahme auf dem Platz. Er war nur mit einem Unterhemd bekleidet, wandte sich ab, hustete und spuckte in das dampfende Stroh. Dieser dumme Bauer Mulraney würde es nie begreifen. Wie konnte man so blöd sein, auch nur einen Mundwinkel zu verziehen und den leisesten Mucks von sich zu geben, wenn der RSM die Parade abnahm? Thornton konnte allein mit seinem Gesichtsausdruck Züge zum Halten bringen. Und er konnte aus tausend Metern Entfernung den Arsch einer Fliege zucken sehen.

Er harkte schmutziges Stroh aus dem Pferdestall. «Ich bin Infanterist in einem Infanterieregiment und räume hier deine Scheiße weg», sagte er zu der kastanienbraunen Stute und schob sie mit der Schulter zur Seite, um die durchnässte Einstreu zu entfernen. «Der Colonel wird auf dir reiten, und ich kann mir aus irgendeiner hinteren Reihe dein Hinterteil ansehen. Ist das vielleicht gerecht? Nu beweg dich mal, Mädchen, sonst gibt's heute keinen Apfel für dich.»

Die Stute schnaubte freundlich und beschnupperte seine Tasche.

Weiter hinten im Halbdunkel des Stalls stand Edward Radcliffe vor einer anderen Box und wartete, während ein Stallbursche einen Fuchswallach für ihn sattelte. Als der

Junge den Gurt anzog, blickte Edward über den Widerrist des Pferdes hinweg zu seinem Freund, der einige Jahre älter war als er. Lawrence Baxter sah geduldig zu, wie die Pferde vorbereitet wurden.

«Du klaust Äpfel in der Küche, Flynn, oder was?», fragte Baxter den Burschen.

Der setzte seine Arbeit unbeirrt fort und verlas mit den Zinken der Mistgabel das Stroh auf dem Boden. «Das mach ich, Lieutenant. Sie ist eine anspruchsvolle Stute, nicht? Wie alle schönen Frauen.»

«Und mein Vater sieht über solche Diebstähle hinweg? Es ist ein Dienstvergehen.»

«Bestimmt ist es das, Sir. Aber ich glaube, der Colonel hat ein kleines Problem mit seinem linken Auge. Er sieht nicht mehr gut, seit er in Indien diesen Schlag auf den Kopf bekommen hat.» Der Bursche führte Edwards Pferd durch die gepflasterte Stallgasse. «Heute wird gewettet, nicht, Lieutenant?», wagte Flynn zu fragen.

«Du bist ein frecher Nichtsnutz, Flynn. Ich frage mich, wie du dir in den ganzen Jahren das Wohlwollen des Colonels erhalten hast. Die königlichen Regularien verbieten Offizieren, mit anderen Dienstgraden zu spielen. Das weißt du.»

Flynn neigte bestätigend den Kopf. «Aber Sie sind nicht im Dienst, oder?»

Baxter schaute Edward an und grinste. «Willst du einen kleinen Einsatz wagen?»

«Gern, Sir», antwortete Flynn. «Der Colonel vertraut mir sein Pferd an, weil er weiß, dass es niemanden im Regiment gibt, der die Stute mehr liebt. Ich setze auf Mr. Radcliffe, vielen Dank, Lieutenant.»

Unversehens entfuhr Edward ein lautes Lachen, dann setzte er eine ernstere Miene auf, als Lawrence Baxter ihn mit gespielter Entrüstung ansah.

«Glaubst du, dass Master Radcliffe heute das bessere Pferd hat, Flynn?», fragte Baxter.

Flynn ließ die Forke ruhen und streifte getrockneten Pferdemist von seinen Stiefeln. «Nee, liegt nicht am Pferd, Mr. Baxter, Sir.»

Nach den Maßstäben der britischen Armee war sein Feixen geradezu unverschämt und eine Anmaßung, die ihm einen Strafmarsch mit voller Ausrüstung und hundertsechzig Schritten pro Minute auf dem Paradeplatz einbringen könnte, von dem noch immer die bellenden Befehle des RSM herüberschallten. Aber der junge Mr. Baxter war, anders als die gewöhnlichen Jungoffiziere, kein harter Hund. Der Sohn des Colonels war streng, kein Zweifel, aber unerfahren. Neu im Regiment, musste er noch Fuß fassen; der Alte dagegen griff, was Private Gerald Flynn betraf, umsichtig, aber unnachgiebig durch. Anscheinend hatte er sich den Burschen irgendwann zur Brust genommen und ihm erklärt, was es mit dem Abschaum auf sich hatte, der mit einem zwölf Zoll langen Bajonett am Gewehrlauf an seiner Seite kämpfen würde. Aber Flynn hatte noch viel zu lernen, und Lieutenant Lawrence Baxter war noch grün hinter den Ohren, was dem jungen Soldaten einigen Spielraum ließ, bis er irgendwann zu weit gehen und sich die verdiente Strafe einhandeln würde.

Baxter nahm dem Burschen die Zügel seines Pferdes ab. «Ich werde sicher das Vergnügen haben, dich deinen Einsatz verlieren zu sehen, Flynn. Da wirst du auf eine Menge Ale und eine Hure von der Harcourt Street verzichten müssen.»

Vom Paradeplatz war die Stimme des Sergeants zu hören. «Mulraney! Du bist wohl auf der Ha'penny Bridge aus deiner Mutter und gleich auf den Kopf gefallen! Über Weihnachten machst du Sonderwachdienst, du gottloser Idiot!»

Flynn zog sich in den Stall zurück. Wenn Sonderdienste verteilt wurden, ließ er sich besser nicht blicken. Aus den



Augen, aus dem Sinn. Die mit den Streifen im Abzeichen kannten Flynn als Drückeberger.

Baxter und Edward führten ihre Pferde über die gepflasterte Gasse nach draußen. Sie beobachteten die Kompanie, die eine Kehrtwendung vollzog und auf das andere Ende des Platzes zumarschierte. Ihre exakten Schritte, die Perfektion ihrer Wendung beeindruckten Edward. Für ihn waren diese Soldaten die besten der Welt.

«Ich wünschte, ich könnte dich nach Südafrika begleiten», sagte er.

«Um gegen ein Häufchen Farmer zu kämpfen?», fragte Baxter, der sich am Zaum seines Pferdes zu schaffen machte.

Die nüchterne Bemerkung seines Freundes versetzte seinen Vorstellungen von heroischen Taten einen Dämpfer. «Es sind mehr als fünfzigtausend, Lawrence. Sie haben letzte Woche in Colenso fünfhundert Mann von Harts Brigade abgeschlachtet!»

«Eine solche Woche wird sich nicht wiederholen. Hart ist ein mutiger Mann, aber er hat einen Fehler gemacht und seine Truppe schlecht geführt. Glaub mir, Edward, das Land ist so riesig, dass die fünfzigtausend darin verschwinden wie Ameisen in der Wüste. Es ist ein närrischer Krieg, und ich fürchte, wir werden gar nicht mehr zum Kämpfen kommen.»

«Dennoch ... Es ist ein Abenteuer», erwiderte Edward hoffnungsvoll.

Baxter nahm die Zügel auf. «Es wird größere Schlachten als diese geben. Warte ein paar Jahre ab und beende deine Ausbildung. Dann kannst du deinen Vater bitten, seinen Einfluss geltend zu machen, um dich in der Royal Irish unterzubringen.»

«Mein Vater würde niemals seinen Einfluss nutzen.»

«Dann werde ich irgendwann meinen darum bitten. Wir werden zusammen dienen. Als Waffenbrüder. Wie wäre das?»

Vor den Toren versahen zwei Soldaten ihren Wachdienst und ließen die Blicke über die geschäftigen Straßenhändler und die Bettler schweifen. Scharen von Kindern bevölkerten die Szene und versuchten diverse Habseligkeiten an den Mann zu bringen. Die meisten waren Waisen, andere hatten Eltern, die im Gefängnis einsaßen. Die Kinder waren zerzaust, unterernährt und froh über jedes Almosen, das sie einen weiteren Tag in ihren heruntergekommenen Unterkünften überleben ließ. Die Wachen wussten, dass die fenischen Terroristen ein Straßenvolk wie dieses mit Leichtigkeit unterwandern konnten. Ein Straßenkünstler stieß mit seinem Stock einen Schwarzbären an, der einen Maulkorb trug und sich auf den Hinterbeinen aufrichtete – der schnelle, scharfe Schlag gab dem Tier einen Vorgeschmack auf die Heftigkeit, mit der es später in seinen Käfig zurückgeprügelt würde. Der Mann hielt die Kette, die durch den Nasenring des Tiers lief, während ein zerlumpter Junge in der Menge umherging und einsammelte, was er von den Schaulustigen ergattern konnte. Wieder ein Hieb mit dem Stock, und der Bär tänzelte unbeholfen, um auf seinen Hinterbeinen das Gleichgewicht zu halten. Würde ihm das misslingen, brächte es ihm einen weiteren schmerzhaften Schlag ein. Applaus und zustimmende Rufe wurden laut, die Zuschauer öffneten ihre Geldbeutel. Bei jedem Kunststück des gequälten Tiers klatschte und jubelte die Menge, bis ihre enthusiastischen Rufe im klappernden Rhythmus beschlagener Pferdehufe untergingen.

Ohne Zögern bahnten sich die Kavalleristen ihren Weg durch die Ansammlung und drängten die Menschen und den Tanzbären zur Seite. Der Offizier, der die Gruppe anführte – Captain Claude Belmont –, schaute weder rechts

noch links, während er sein Pferd durch die protestierende Menge trieb, in exakter Formation gefolgt von zwei nebeneinanderreitenden Männerreihen. Als sie an den Wachen vorbei in den Hof der Garnison eingeritten und die schweren Flügel des Tors hinter ihnen zugeschwungen waren, verlief sich die Menge, hier und da wurden Flüche über die arroganten Engländer ausgestoßen.

Der Bärenbändiger zerrte das misshandelte Tier zu einem anderen, profitableren Platz.

Edward und Lawrence hatten die Stallungen noch nicht verlassen und beobachteten die plötzliche Unruhe, die die Ankunft der Kavalleristen auslöste. Als Belmont und seine Männer von den Pferden stiegen, hielt Edward den Atem an. Das Klirren der Zaumzeuge, das Knirschen von Leder und das Rasseln der Säbel vermischten sich und verliehen den Männern etwas Kriegerisches. Belmont sprang elegant vom Pferd, sein muskulöser Körper zeigte keinerlei Anzeichen von Erschöpfung nach dem vermutlich langen Ritt, der hinter ihm lag. Sein wettergegerbtes Gesicht zierte ein Schnauzbart, wie ihn die Regularien des Militärs seit drei Jahren zuließen. Doch während die meisten Offiziere ihre Bärte sorgfältig gestutzt trugen, hatte Belmont den seinen dick und buschig wachsen lassen und setzte sich damit selbstbewusst vom weichlichen Stil einiger Nachwuchsoffiziere ab. Spöttische Bemerkungen konterte er mit dem Hinweis, dass er sowohl bei der Gesichtsbehaarung als auch beim robusten Einsatz von Gewalt gegen den Feind ganz dem Vorbild des Stabschefs Lord Kitchener folge.

Lawrence Baxter hob die Hand, drehte sich zu Edward um und flüsterte: «Warte einen Moment, bis alle abgestiegen sind. Ich möchte mich nicht dafür rechtfertigen müssen, dass ich keine Uniform trage und mit dir zusammen bin.»

Edward fügte sich der Bitte seines Freundes und verharrte still. Belmont stand im Halbschatten und sah in den schwach beleuchteten Stall. Einen erschreckenden Augenblick lang fühlte Edward seinen Blick auf sich und Baxter ruhen, bevor der Captain sich abwandte, als sei ihre Gegenwart von keinerlei Bedeutung, und auf die Offiziersmesse zuschritt. Der Kavallerie-Sergeant erteilte Befehle, und die Truppe stellte ihre Wachen auf.

Lawrence Baxter seufzte erleichtert. Zum ersten Mal nahm Edward wahr, wie sehr die unmittelbare Nähe der erfahrenen Soldaten seinen Freund beeindruckte und einschüchterte. Ihn selbst dagegen überlief ein Schauer der Erregung. Vor seinem inneren Auge sah er diese Männer Knie an Knie in großer Formation gegen einen furchterregenden Feind galoppieren und säbelschwingend dessen Reihen durchbrechen.

Als die Freunde mit ihren Pferden den Paradeplatz betraten, schenkte ihnen keiner der Soldaten weitere Beachtung. Es war nicht nötig. Ein einziger abschätziger Blick, der Edward traf, genügte ihm, um zu begreifen, dass er den Kavalleristen nicht mehr bedeutete als einem Pferd eine lästige Fliege. Die kühnen Männer hatten den riesigen Exerzierplatz im Handumdrehen eingenommen, und er war froh, durch das Tor hinaus in das offene Hügelland reiten zu können. Doch in seine Angst und Bewunderung mischte sich eine unerklärliche, schäumende Begeisterung.

## Kapitel Drei

Einige Meilen nördlich der Stadt stand Joseph Radcliffe vor einem Grabstein. Bis er das Haus verlassen hatte, um hinaus zu dem kleinen Friedhof am Hang eines Hügels zu reiten, hatte man Dermot McCann bereits in einem anonymen Grab innerhalb der Gefängnismauern bestattet. Doch es musste kein Mann hingerichtet werden, um Radcliffe an seinen eigenen Verlust zu erinnern, und er machte sich jede Woche um die gleiche Zeit auf den Weg hierher, um vor der Grabstätte zu verweilen. Die Worte, die er formte, waren stets unhörbar, seine Schuld aber war, wie er glaubte, für jedermann offensichtlich. Nur wenige seiner Freunde wussten von seiner persönlichen Tragödie, und der wöchentliche Akt der Erinnerung auf dem windumwehten Hügel bot ihm genügend Abgeschiedenheit, um seinen Tränen freien Lauf zu lassen. Es war eine Schwäche, der er sich immer wieder zu widerstehen schwor, doch die Trauer wollte ihren Griff nicht lösen.

Schreie und Hufgetrappel rissen ihn aus seiner Versunkenheit. Die hügelige Landschaft mit ihren darüber verstreuten Waldstücken erlaubte ihm keine Sicht auf die Reiter, deren Stimmen aus der Ferne zu ihm herüberschallten. Mit ein paar Schritten ging er um den niedrigen Vorsprung herum, der das Grab schützend überragte, sodass er das zu seinen Füßen hingestreckte Tal überschauen konnte. Zwei Reiter näherten sich im Galopp, die jungen Männer waren tief über die Hälsen ihrer Pferde gebeugt, rhythmisch trieben sie mit ihren Armen die schwitzenden Tiere an. Keiner der beiden benutzte eine Peitsche. Als er die Jungs erkannte, wollte er rufen, schon fuhr er mit dem Arm in die Höhe und griff nach seinem Hut, um sich bemerkbar zu machen. Doch er hielt inne, blieb ruhig stehen und beobachtete, wie Edward seinen Freund Lawrence um mindestens eine halbe Pferdelänge überholte. Der Anblick seines Sohnes, der so

gekonnt ritt und sich in perfekter Harmonie mit dem Pferd bewegte, erfüllte ihn mit Freude, und er wünschte, seine Frau könnte diesen Augenblick mit ihm teilen. Der Kummer schnürte ihm das Herz zusammen, und still sah er zu, wie die Reiter aus seinem Blickfeld verschwanden. Er schaute noch einmal auf das Grab und ging zurück zu seinem Pferd. Es rupfte gemächlich an dem frischen Gras; vor Frost geschützt, wuchs es neben den Hecken aus Brombeergestrüpp, die die Ruhestätten umgaben. Den Toten konnte kein Leid mehr geschehen.

Er musste sich von den Erinnerungen an die Hinrichtung der letzten Nacht befreien und machte sich auf den Weg, um seinen Freund Lieutenant Colonel Alex Baxter zu treffen.

Eine Stunde später klapperten die Hufe seines Pferdes über das Kopfsteinpflaster eines Hofes, der dem irischen Landbesitzer Thomas Kingsley gehörte. Ein Mann mit schlitzohrigem Charme, der im Besitz von Informationen war, die sowohl für die britische Armee als auch für die irischen Nationalisten von Interesse waren. Niemand wusste, welcher Seite seine Loyalität wirklich galt. Der Pferdezüchter konnte jemandem einen Esel aufschwätzen und ihn beim Meilenrennen von Irish Oaks als dreijähriges Vollblut an den Start bringen. Mehr noch, er bestimmte den Ausgang des Rennens, das der Esel und sein zweitklassiger Jockey gewannen.

Radcliffe sah Kingsley und Baxter am anderen Ende des Hofes vor den Stallungen stehen, wo ein Bursche ein ungesatteltes Pferd am Halfter hielt. Baxter war ein hagerer Mann und einer der wenigen Berufsoffiziere, die nicht dem Adel angehörten. Er befehligte seine Soldaten mit Autorität, und die Disziplin, zu der er die Männer erzog, dankten sie ihm mit einer Loyalität, wie sie nur aus vielen Jahren gerechter Behandlung erwuchs. Sein Einsatz für das

Wohlergehen der Truppe hatte ihm ihren Respekt eingebracht - und die Bereitschaft, ihm in die Schlacht zu folgen, sei sie noch so blutig oder aussichtslos. Nur unerfahrene Neulinge begingen den Fehler, von der schwächlichen Statur des Mannes auf seinen Charakter zu schließen. Missetäter bestrafte er streng, war aber nicht weniger mitfühlend angesichts von Leid und Elend. Ein Zug, den Radcliffe und Baxter teilten, die beide sinnloses Sterben verabscheuten. Wer den Krieg kannte, hasste ihn. Solche Gefühle aber konnten eine Offizierskarriere zerstören. Darin lag womöglich der Grund dafür, dass der achtundvierzigjährige Baxter nicht über den Rang eines Lieutenant Colonels hinausgekommen war und auch der Generalstab nie Anstalten unternommen hatte, ihn in seine Reihen aufzunehmen. Nicht dass sein Freund das überhaupt gewollt hätte, dachte Radcliffe. Stabsoffiziere waren einfach ein eigener Menschenschlag.

Die beiden Männer waren in ihre Unterhaltung vertieft, und Radcliffe, der ihre verstohlenen Blicke auf sich wahrnahm, überlegte, ob er sie bei einem eher persönlichen Austausch störte. Ein Stallbursche kam angelaufen und nahm Radcliffe die Zügel ab, der eine Münze in die schmutzige Hand des Jungen gleiten ließ.

«Mr. Radcliffe, Sie wollen mir doch wohl nicht meine Burschen verziehen? Sie werden von mir mehr Lohn fordern», sagte Kingsley.

Worüber die Männer auch gesprochen haben mochten, sie hatten ihr Thema rasch beendet. Radcliffe trat auf sie zu. Er schüttelte Kingsleys ausgestreckte Hand, dann die seines Freundes. «Kingsley. Alex. Ich bitte, die Verspätung zu entschuldigen.»

Kingsleys Haut war rau wie eine Hufaspel, ein Auge halb geschlossen, und von der Braue bis zum Jochbein verlief eine Narbe, die, wie manche erzählten, von einer Messerstecherei in seiner Jugend herrührte. Andere behaupteten,

teten, er habe sich in betrunkenem Zustand an einer Prostituierten vergriffen, die ihm einen Nachttopf auf dem Kopf zerbrochen und ihn niedergestreckt habe, wobei er mit dem Schädel auf einen metallenen Bettrahmen geschlagen sei. Welche Variante auch stimmte – alle Anekdoten verliehen dem großen Mann den Ruf der Gewalttätigkeit, so charmant sein Geschwätz auch sein mochte.

«Wir irischen Landbesitzer halten es mit unseren englischen Kollegen: Karge Löhne mäßigen die Wünsche eines Mannes.»

«Sorgen aber für unmäßige Verzweiflung», antwortete Radcliffe.

«So ist es, so ist es. Bleiben Sie ein bisschen und nehmen einen Drink, wenn der Colonel und ich unser Geschäft besiegelt haben?»

«Nein, vielen Dank. Ich habe einiges zu erledigen», erwiderte Radcliffe.

Kingsley grunzte. «Wie ich hörte, hat man letzte Nacht einen dieser fenischen Mistkerle aufgehängt. Hat er geschrien? Die meisten dieser dreckigen Mörder verlieren am Ende doch die Fassung. Sie scheißen sich in die Hose und rufen nach ihren Müttern.»

«Glauben Sie denn, dass man einen solchen Tod würdig sterben kann?», fragte Radcliffe herausfordernd.

«Ach, kommen Sie, Sie sind Soldat gewesen und haben einiges gesehen. Niemand stirbt mit Würde. Am besten sehen wir zu, dass wir diesen Abschaum loswerden, und gut ist's.»

Radcliffe und Baxter wechselten einen raschen Blick. Lohnte es sich, mit dem raubeinigen Iren zu diskutieren?

Kingsley zögerte kurz und fügte nachdenklich hinzu: «Und der andere Bursche, der bald dran ist, O'Hagan ... Der ist nicht viel älter als Ihr Sohn, oder?»

«Ich habe ein Gnadengesuch eingereicht», erklärte Radcliffe.



«Das heißt, dieses Stück Scheiße von einem Mörder kommt vielleicht davon?»

«Er ist noch ein Kind», sagte Radcliffe.

«Haben die Kerle etwa nicht einen anständigen Mann umgebracht?», polterte Kingsley, wandte sich ab und spuckte auf das Kopfsteinpflaster.

«Er ist noch ein Kind», wiederholte Radcliffe.

«Joseph, wie du weißt, möchte ich einige Pferde für den Feldzug kaufen», warf Baxter ein, der die Auseinandersetzung bereits eskalieren sah. «Ich habe mich noch nicht konkret entschieden, aber der hier scheint mir eine Schönheit zu sein.» Er wandte sich dem Tier zu.

Die meisten Pferde der Engländer wurden von irischen Händlern geliefert, und der Wallach machte einen guten Eindruck. Radcliffe nickte dem Stalljungen zu, der begann, das Pferd über den Hof zu führen. Er betrachtete die Gänge des Tiers und bemerkte, dass es sein Gewicht einseitig verlagerte. «Er scheint einen Sturz gehabt zu haben. Er ist nicht kräftig genug, um dich zu tragen, Alex.»

«Das wollte ich Colonel Baxter auch gerade mitteilen», meinte Kingsley mit einem Lächeln.

Baxter streckte Radcliffe die Hand hin, eine Geste stillschweigenden Danks. «Wir sprechen uns dann noch mal, Kingsley. Ich bin sicher, ich werde in Ihrem Stall noch das Richtige finden», sagte er und fügte hinzu: «Wir schauen mit Sachverstand und Sorgfalt, wenn ich mehr Zeit habe.»

Kingsley winkte einem Stallburschen, damit er Baxters Pferd über den Hof herbeiführte. «Ihre Interessen liegen mir sehr am Herzen, Colonel.»

«Und der Preis sollte der Qualität des Pferdes entsprechen», erwiderte Baxter. Er wandte sich Radcliffe zu. «Reitest du mit mir zurück?»

«Heute nicht, Alex», antwortete Radcliffe ohne weitere Erklärung.

Baxter stieg in den Sattel und nahm die Zügel auf. «Kommst du mit Mr. Pierce zum Regiments-Dinner? Ich erwarte euch.»

Radcliffe schwieg.

Baxter bemerkte sein Zögern. «Keine Ausreden, Joseph.» Er drückte die Absätze in die Flanken des Pferdes und verabschiedete sich mit einem Nicken.

Kingsley überquerte mit Radcliffe den Hof und hielt dessen Pferd am Zaum fest, als dieser aufsaß. «Sie sind ein komischer Kauz, Radcliffe. Ein Witwer aus Amerika mit einem schwarzen Kerl als Sekretär und einem Sohn, der reitet, als wäre der Teufel hinter ihm her, während sein Vater fenische Mörder verteidigt. Es gibt in dieser Gegend einige merkwürdige Leute. Schwer einzuschätzen, mit wem man es da zu tun hat.» Er ließ die Zügel los. «Passen Sie auf sich auf.»

Radcliffe fragte sich, ob das ein freundlicher Rat oder eine Drohung war. Er trieb sein Pferd an und brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, dass der Mann ihm nachschaute, bis er außer Sicht war.

[...]